BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ

Frühling

Journal der
Bergischen Residenz
Refrath / Ausgabe:

№ 01 | 2016

Schuldig oder nicht schuldig? Beim Lamm ist die Sache endlich einmal klar. Nur nachgestellt wird ihm trotzdem ...

6

14

Blumenzwiebeln als Altersvorsorge? Wer es sich leisten konnte ... Alles über die Tulipomania!

18

Der Hang zur Ordnung ist kein Grund zur Sorge, – Ein Entlastungsessay von Dr. Klaus Hachmann

28

Über die Jugend von heute und von gestern. Und darüber, warum ein Handy auch Mobile heißt ...

Inhalt:

Titelthema: Frühling

Editorial 3
Von Oster- und Unschuldslämmern, der Opferrolle und schwarzen Schafen... 6
Gedicht: „Frühling ist“ 9
Rezept: Holunderblüte 10

Reportage:

Meine erste Fahrt mit einem Heißluftballon 12
Tulipomania. Der erste Börsencrash der Weltgeschichte 14
Essay: Gewohnheiten kontra Ordnung 18

Dokumentation:

Was ist Armut? 20
Lesetipp: Glück ist immer verdächtig 22
Fräulein Knetkowski und ihre Promi-Sammlung en miniature: „Icke und die Knete“ 23

Rätselhaftes

Sudoku 24
Preisrätsel 25

Aus der Residenz

Ausstellung: „Vom Sehen und Malen.“ 26
Die „Kreative Stunde.“ 27
Johanna Pofahl kommentiert 28
Was ist der Unterschied zwischen den Jugendlichen von „damals“ und von „heute“? 28
Die Residenz aus Sicht einer Bewohnerin 29
Aktuelles, Termine, Veranstaltungen 30
Impressum 30

Editorial:

Verehrte Damen und Herren,
geschätzte Leserinnen und Leser,

„Frühling ist keine Jahreszeit, Frühling ist ein Gefühl.“ – Die ersten Krokusse verbreiten mit ihren leuchtenden Blüten Freude; wir verbringen die ersten warmen und sonnigen Stunden auf der Terrasse, dem Balkon oder in einem Straßencafé. Die unzähligen Vogelstimmen tschilpen uns ihre fröhlichen Melodien ins Ohr. Die düstere, lichtarme und kalte Winterzeit ist vorüber. Wir tauschen die dicken Stiefel gegen leichtes Schuhwerk, hören wieder Kinderstimmen im Freien, in Parks oder der Nähe von Spielplätzen, genießen unser erstes Eis in kühler Luft.

Weißdorn-, Forsythien-, Holunder- und die prächtige Obstblüte, die ersten Bienen und Hummeln, die mit uns teilen wollen; Fenster, die geöffnet bleiben dürfen; das Gras, das man zwar nicht hören, dafür aber riechen kann und so vieles mehr kommt mir in den frühlingshaft leichteren Sinn.

Freuen wir uns auf Erdbeeren und Spargel, auf Rhabarber und Kirschen, auf den Duft der Natur, die sprießt und schießt und wieder kreucht und fleucht. Auf die Tiere, die ja tatsächlich nichts von Jahreszeiten wissen, dafür aber umso mehr von Frühlingsgefühlen. Als wäre ihnen jede Last vom Fell genommen, toben und tollen sie und genießen, ganz wie wir, jedes bisschen Wärme und Sonne, trauen sich aus ihren Höhlen und aalen sich im Licht.

Schattenseiten hat der Frühling natürlich auch, man schaut wieder genauer hin: Ins eigene Gesicht, den Staub im Regal und natürlich auch auf das, was man schon längst... Freuen wir uns also über die neue Energie, die Lust auf Bewegung – geistig wie körperlich – auf mehr Zeit, mehr Licht, mehr Luft.
Lassen Sie es uns handhaben, wie Kobayashi Issa, ein japanischer Bauer und Dichter, für den der Frühling immer auch ein Anlass war, „auf alte Torheiten neue folgen zu lassen“.

In diesem Sinne wünsche ich uns allen eine leichte Frühlingszeit,
Ihre Susanne Rönnau

Direktorin und Herausgeberin
Bergische Residenz Refrath

Foto: Heike Pohl

Ostern:

Von Osterlämmern, Unschuldslämmern, der Opferrolle und schwarzen Schafen…

Text und Fotos: Heike Pohl

Könnte man die Hauptdarsteller direkt fragen, so würden sie ganz sicher den Tag und die Stunde verfluchen, da jemand auf die Idee kam, Ostern und Lamm zu einem Wort gemacht und beides fortan zu einem Symbol des höchsten christlichen Festes stilisiert zu haben. Die Rede ist vom Osterlamm. Und selbst dann, wenn man damit nicht direkt den duftenden Braten im Ofen assoziiert, geht es den kleinen Schafen immer an den Kragen – egal, ob sie nun aus süßem Teig gebacken und mit grobem Hagelzucker bestreut oder in Schokolade gegossen und hinter Folie liegend verschenkt werden.

Es gilt als jüdisches Ritual, Gott zu Ehren zum Passahfest ein Lamm zu schlachten und es zu verspeisen. Die christliche Kirche gibt das kleine Tier mit dem großen Niedlichfaktor symbolisch in die Hände Gottes; es wird mit einer Fahne dargestellt, dem Zeichen des Sieges – der Auferstehung. Priester verwandeln Worte zu Wein und Brot zu Fleisch und das Lamm zum Zeichen des Lebens.
Mit ihrem meist weißen Fell stehen die jungen Lämmer bildhaft für Reinheit, Unschuld und Frieden, und sollen uns Menschen – ungeachtet dessen, dass wir mit ihnen meist so gar nicht friedfertig verfahren – mahnen, unser Leben ebenfalls in Frieden zu verbringen.

Aus seiner ungewollten Opferrolle kommt das arme Lamm zeitlebens nicht wieder heraus. In unzähligen Sprichwörtern spielt Agnus Dei – das Lamm Gottes – eine gar jämmerliche Rolle, immer wehrlos und irgendwo zwischen Kochtopf und Verehrung.
Zu den schlauesten Geschöpfen unter der Sonne gehören Schafe zweifellos nicht. Wo ein Schaf vorgeht, folgen die anderen, sagt man im Spanischen, und was man damit meint, ist so doppeldeutig, wie es wahr ist. Das berühmte schwarze Schaf gehört zeitlebens zu den Ausnahmen von der Regel und in der Regel zu denen, auf die man gern auch verzichtet. Und der Wolf im Schafspelz, der weiß sich zu tarnen, zu täuschen, blöd zu tun und am Ende seine Zähne in sein Opfer zu schlagen. Ein schlechtes Schaf ist jenes, welches mit dem Wolf spazieren geht, weiß ein altes deutsches Sprichwort. Ein Schelm, wer den Fingerzeig dahinter nicht sieht und sich traut, vom Weg abzuweichen und einen eigenen zu suchen. Und dann ist es am Ende auch nur ein ganz kurzer Pfad, der vom schwarzen Schaf weg hin zum Sündenbock führt.
So oder so und so auch zählen Schafe zu den Tieren, die uns am längsten in der Geschichte unseres Seins begleiten. Vor mehr als 10.000 Jahren begann der Mensch, die Tiere an sich zu gewöhnen. Sie geben Wolle, Fleisch und Milch, dienen der Landschaftspflege und sind aus unserer Kultur kaum wegzudenken.

Im Frühjahr gebären die Muttertiere zwischen zwei und vier Jungtiere. Dass es so viele Lämmer werden, „verdanken“ die Tiere intensiver Zucht. Mutterschafe haben allerdings lediglich zwei Zitzen und verstoßen darum ihre Dritt- und Viertgeborenen meist von Anfang an. Um die Waisen kümmert sich – mit etwas Glück – der Schäfer, indem er zur Flasche greift und die Tiere von Hand ernährt oder „buddelt“, wie man im Norden sagt. Das allerdings ist ein mühsames Geschäft, denn – wie alle Säuglinge – verlangen die kleinen Wesen alle paar Stunden nach Nahrung, und das rund um die Uhr und auch bei Nacht.

Von Oster- und Unschuldslämmern, der Opferrolle und schwarzen Schafen (Fortsetzung):

Die Aufnahmen, die Sie hier sehen, sind im Mai letzten Jahres entstanden. Als sei es nicht der Rede wert, gebären die Muttertiere en passant und ohne Tamtam ihren Nachwuchs. Und während sie ihre Neugeborenen sauber und trocken lecken, zeigen sich meist schon am hinteren Ende der Vielbeschäftigten die winzigen Hufe, Füße und Nasen der Nachzügler, die erst noch das Licht der Welt erblicken wollen.
Haben die Lämmer die richtige Lage im Mutterleib, und läuft alles nach Plan, dann dauert eine Geburt rund eine halbe Stunde. Liegen die Lämmer falsch, dann hilft der Schäfer nach. In der Muttermilch, der Biestmilch, ist alles drin, was ein kleines Lämmchen braucht, um schnell Abwehrkräfte aufzubauen. Und es dauert kaum Minuten, bis die kleinen Wesen auf ihren eigenen vier wackeligen Beinchen stehen, die ersten Schritte wagen und bald auch schon munter und in ausgelassenen Sprüngen mit ihren kleinen Kollegen zum „Lämmertanz“ über die Weiden und Wiesen flitzen.

Übrigens – ganz wie bei Kindern auch: Wenn es am Abend dämmert, dann werden Lämmer noch einmal so richtig wach. Haben sie Gelegenheit dazu und lässt man sie artgerecht in der Herde aufwachsen, dann findet in schöner Regelmäßigkeit kurz vor der Nachtruhe noch einmal so richtig Remmidemmi statt, und die ganze Rasselbande rast und springt und hüpft sich in der Lämmerschule müde.

Dass die Tiere träger werden, sich aufs Grasen konzentrieren und das Interesse an ihrer Umgebung verlieren – das kommt erst mit dem Alter. Ein Lamm jedenfalls ist kess, keck, hellwach, neugierig, vorwitzig, frech und alles andre, als ein blödes Schaf. –

Ein Gedicht von Inge Thoma

FRÜHLING ist

wenn unter dem Eispanzer des Baches
ein erstes zaghaftes Protestgemurmel erwacht.
wenn das Eis zu knacken und bersten beginnt,
das Murmeln anschwillt zum Rauschen.
wenn der Bach sich befreit hat
von den klirrenden Ketten des Eises
und ungestüm die haltlos treibenden Schollen
davonjagt in schäumenden Strudeln.
wenn die schweren dunklen Erdschollen aufbrechen
und die junge Saat ihr Feld
mit einem zarten grünen Schleier schmückt.
wenn Farben und Düfte erst zögernd, dann immer mutiger beginnen,
Wiesen und Hecken neu zu erobern.
wenn die Natur sich auf ihre Sprachen besinnt und
eine babylonische Vielfalt von Stimmen ertönt:
ein Singen und Zwitschern, Zirpen und Quaken,
Summen und Schwirren, Trillern und Pfeifen.
wenn die Geschöpfe ihre neu erwachte Lebensfreude teilen wollen,
sich zu Paaren zusammenfinden,
um einem glücklichen Heute und Morgen zu leben.

Rezept:

Holunderblüte.

Text: Heike Pohl

Im Norden sagt man Fliederbeerbusch, in Altbayern und Österreich heißt er Holler, und gemeint ist der Holunderbusch, der uns im Frühjahr mit seiner Blütenpracht und seinem Duft und im Herbst mit seinen schwarzen, aromatischen und überaus gesunden Beeren erfreut.

In großen, schirmtraubigen, rispigen Blütenständen stehen in jedem Frühjahr hunderte winziger Blüten dicht an dicht. Früher meinten die Bauern, anhand der Üppigkeit der Blüten auf die Reichhaltigkeit der nachfolgenden Ernten schließen zu können.

Römer, Griechen und Germanen einte die Vorstellung, wonach im Holunder die guten Geister wohnten. Daraus entstand vermutlich der Brauch, Holunderbüsche in Nähe der Häuser zu pflanzen, wobei man darauf achten sollte, den Busch niemals unter das Schlafzimmer zu setzen, da der schwere, süßliche Duft der Blüten benommen mache.

Gänzlich anderes wurde der Pflanze dann im Christentum zuteil, ja als „Baum des Teufels“ wurde der Holunder bezeichnet, und Judas, der Verräter, soll sich gar an einem solchen erhängt haben. Eine ganze Reihe weiterer übelster und zugleich albernster Aberglauben konnte jedenfalls nicht verhindern, dass dem dunklen Saft der Beeren bis heute eine äußert gesunde Wirkung zugeschrieben wird. In der kälteren Jahreszeit und während der Hochphasen von Grippe und Erkältung, gelten Holundersaft und -beeren, aber auch Tees aus Rinde und Blütenständen, als probate Hausmittel. Die Beeren sind reich an Vitamin C und B, Fruchtsäuren und ätherischen Ölen.

Wenn im späten Mai die Büsche in voller Blüte stehen, lässt sich mit wenigen Handgriffen etwas Feines zaubern. Die aromatisch duftenden Blüten können in einen flüssigen Wein- oder Bierteig getaucht und in Öl gebacken oder frittiert werden. Oder aber Sie bereiten einen leckeren Sirup zu, der sich, mit Wasser, Sekt- oder Prosecco gemixt, ganz hervorragend als Erfrischungsgetränk eignet.

Sie benötigen:

1 Liter Wasser
1 Kilogramm Zucker
1 Orange und 1 Zitrone (möglichst unbehandelt)
25 Gramm Zitronensäure
Holunderblüten nach Lust, Laune und Möglichkeiten

Pflücken oder schneiden Sie die Rispen nach Möglichkeit dann von den Büschen, wenn sie in voller Blüte stehen, und legen Sie ihre Beute vorsichtig in ein Körbchen oder ein andere Behältnis. Ein kleiner Spaziergang durch die blühende Natur macht überdies gute Laune.

Auf 1 Kilogramm Zucker kommt ein Liter Wasser. Geben Sie 25 Gramm Zitronensäure hinzu und kochen Sie den Sud einmal auf, sodass sich der Zucker komplett aufgelöst hat.

Schneiden Sie bitte eine Orange und eine Zitrone (möglichst unbehandeltes Obst verwenden) in ganz dünne Scheiben.

Lassen Sie die Flüssigkeit abkühlen. Schichten Sie unterdessen in saubere Gläser die Blütenrispen (die Stiele entfernen Sie bitte) sowie die Scheiben von Orange und Zitrone. Dann gießen Sie die Gläser mit der Flüssigkeit auf. Sie können den Sud auch in einem Topf oder einer Schüssel ansetzen. Das leckere Gebräu muss jetzt drei Tage lang ziehen. Dabei mischen sich die Aromen der Blüte unter den Sirup.

Nach drei Tagen gießen Sie bitte den Sud durch ein sauberes Tuch oder durch ein Mulltuch, lassen ihn einmal aufkochen und füllen ihn in sterile Gläser oder Flaschen ab.

Natürlich kann das Rezept je nach Lust und Laune erweitert werden. Sie nehmen dann eben einfach doppelte oder dreifache Mengen, und auch Zitronen und Orangen können in beliebiger Anzahl zugefügt werden.

Fest verschlossen, kühl und dunkel gelagert, hält sich der leckere Blütensirup mindestens ein Jahr. Aber so lange wird er sicher nicht im Schrank stehen, dazu ist er viel zu lecker, versprochen.

Reportage:

Meine erste Fahrt mit einem Heißluftballon.

Von Gerhard Riedel

Zu einem runden Geburtstag bekam ich von meinen Kindern ein außergewöhnliches Geschenk, nämlich einen Gutschein über eine Fahrt mit einem Heißluftballon. Das war für mich eine große und freudige Überraschung, hatte ich doch schon immer ein besonderes Interesse am Fliegen. Als früheres Mitglied im Bergischen Luftsportverein bin ich schon oft geflogen – mit kleinen Sportflugzeugen, aber auch mit Segelflugzeugen. Das ruhige, schwerelose Gleiten in einem Ballon, wobei man nie weiß, wo man landet, war deshalb schon seit jeher mein Traum. Und nun sollte er also Wirklichkeit werden.

Der Start wurde für den 1. Juni vereinbart, wobei immer noch die Frage offen geblieben war, ob auch die Wetterverhältnisse an diesem Tag günstig sein würden. Viel zu früh waren meine Frau und ich am vereinbarten Treffpunkt angelangt, dem Kurpark in Nümbrecht. Wir durchstreiften also kreuz und quer die landschaftlich schöne Anlage, bis wir endlich die Fahrzeugkolonne auftauchen sahen. Ein VW-Bus brachte mit einem speziellen Anhänger den Ballon und das erforderliche Zubehör. Die Mannschaft, auf Anhieb sympathische Menschen und ein eingespieltes Team, machte nun alles startklar, und in relativ kurzer Zeit kam schon die Aufforderung an mich, in den Korb zu klettern…

… dann ging alles sehr schnell.
Nach dem Ausklinken des Halteseils löste sich der Korb von der Erde, und wir begannen zu schweben. Mich überkam ein unbeschreibliches Gefühl des Losgelöstseins und von etwas Neuem, dem ich noch keinen Namen geben konnte. Die absolute Stille wurde nur unterbrochen vom Fauchen des Gasbrenners, wenn der Aeronaut ihn zündete, um dem Ballon den nötigen Auftrieb zu verleihen.
Meine Begleiter, die zurückbleiben mussten, wurden kleiner und kleiner. Die sonst so gewaltigen Gebäude der Kurklinik wirkten bald nur noch wie Spielzeughäuschen. So ging die schwerelose Fahrt hoch über das schöne Bergische Land, das wir aus der Höhe überblicken konnten. Die Fahrt führte uns über Nutscheid, das größte zusammenhängende Waldgebiet in der Region, und hinterließ unvergessliche Eindrücke, die ich mit meiner Kamera festhielt.
Nach einer sanften Landung erfolgte im Kreis aller Beteiligten meine unabdingbare Taufe, und ich erhielt nach einer Zeremonie mit Feuer und Wasser den Titel:

Herzog Gerhard von Nümbrecht,
mutiger Luftherr zu Rossenbach und tapferer
Nutscheidbezwinger zu Spurkenbach und
Bettenhagen

Nach der Übergabe der Taufurkunde blieben wir noch zu einem fröhlichen Umtrunk in lustiger Gesellschaft und bei herrlichem Wetter zusammen, und erst gegen Mitternacht erreichten meine Frau und ich unser trautes Heim.
Ein Tag, den ich wohl nie vergessen werde.

Gerhard Riedel – ein leidenschaftlicher Hobbyfotograf – zeigt in der Bergischen Residenz Refrath seit vielen Jahren seine Fotos aus aller Herren Länder und erzählt seine ganz privaten Reisegeschichten.

Der erste Börsencrash der Weltgeschichte:

Tulipomania.

Text: Heike Pohl

REFRATH BERGISCHEN RESIDENZ
No 01
2016

Zwei Fuder Weizen, vier Fuder Roggen, vier fette Ochsen, acht fette Schweine, zwölf fette Schafe, zwei Fässchen Wein, vier Tonnen Bier – oder darüber, was die Tulpe mit der Bankenkrise zu schaffen hat...

Frühlingszeit ist Tulpenzeit. Die hübschen und in unzähligen Farben und Sorten angebotenen Blumen gehören zu den ersten blühenden Vorboten der wärmeren Jahreszeit und erfreuen sich großer Beliebtheit. Dass sie einmal Anlass für eine ausgemachte Krise gewesen sein sollen, mag man kaum glauben. Oder doch – denn der Schönheit wegen wurden ja schon viele Schlachten geführt, warum also nicht auch ein „Krieg“ um eine Blume?

Von einem blutigen Krieg ist zwar nicht die Rede, dafür aber schon von einer wahren Handelsschlacht rund um Gier und Begehr.
Um es aber vorwegzunehmen: In dieser Geschichte hat sich kein Mensch der Schönheit einer Blume wegen ruiniert. Die „Opfer“ der Tulpenkrise, sie waren wohl eher Opfer ihrer Gier und ihres Trachtens nach Gewinn und Reichtum.

Zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Holland das Tulpenzüchterland Nummer eins, und genau dort kam es auch zur Tulpenmanie. Und das kom so:
Nur einige wenige und höchstens ein paar weltreisende Abenteurer kannten blühende Tulpen aus Ländern wie Persien, der Türkei oder Armenien. Der Botaniker Charles de l‘Écluse hatte einen Sack Tulpenzwiebeln von einem Bekannten aus Konstantinopel geschenkt bekommen. Gemeinsam mit seinem Sack wanderte der Mann aus Österreich aus und in Holland ein, wo er an der Universität der Stadt Leiden Tulpen anpflanzte, anfangs weniger zur Zierde denn mehr als Heilpflanze. Für die weitere Verbreitung der Tulpen in Holland sollen – der Legende nach – Diebe gesorgt haben.

„Unmöglich kann man Tulipomania begreifen, wenn man nicht weiß, wie stark sich Tulpen damals von jeder anderen Blume unterschieden, die Gartenbauer des 17. Jahrhunderts kannten“, das schreibt der britische Journalist Mike Dash in seinem Buch „Tulipomania“.

Die Tulpe alleine machte natürlich noch keine Krise. Silber und Gold aus aller Welt wurden damals nach Holland gebracht, weil sie nur dort in einem festgesetzten Verhältnis zu Münzen und damit zu Geld gemacht wurden. Es war also gleichzeitig mit der fremdartigen Blume eine Menge Geld im Umlauf, und parallel dazu entwickelten sich die Tulpen zu Statussymbolen. Reiche Damen trugen Tulpen zu gesellschaftlichen Anlässen als Schmuck im Haar oder an ihren Kleidern. Tulpenzwiebeln wurden pfundweise in Säcken verkauft und aus jeder Zwiebel wuchsen eine, zwei, maximal drei Blüten. Aus jeder (Mutter-)Zwiebel wiederum entstehen pro Jahr maximal zwei bis drei kleine neue Zwiebeln.
Mit der Beliebtheit der Tulpe kam etwas in Gang, das ein wesentlicher Bestandteil des Handels generell ist, dabei ist es egal, ob es um Tulpen oder um andere Ware geht: Es gibt eine Nachfrage und auf der anderen ein Angebot und irgendwann kam einer auf die Idee, deutlich mehr Geld für die Tulpen bezahlen zu wollen, als seine Mitbieter. Man überbot sich gegenseitig in immer größeren Summen, der Preis schaukelte sich weiter und weiter nach oben, stieg höher und höher und kletterte bis auf ein Niveau, das heute zwangsläufig die Frage nahelegt: Hatten die Holländer eigentlich noch alle Tassen im Schrank?

Denn irgendwann waren die Tulpen so teuer, dass man nach heutigem Maßstab für eine einzige Tulpenzwiebel etwa 87.000 Euro auf den Tisch blättern musste.

Zu diesem völlig verrückten Preis führte noch ein weiterer Faktor:

Die Tulpen wurden krank, ein Virus ließ ihre Blätter ausfransen und an den Rändern weiß werden. An oberster Stelle auf den Preistafeln stand die vom Virus befallene Tulpe „Semper Augustus“, eine wahrhaftige Blumenschönheit, die die Leute wohl völlig um den gesunden Menschenverstand gebracht haben muss. „An ihren makellos weißen Blütenblättern verlaufen rubinrote, flammende Äderchen, und das Hellblau ihres Kelchgrunds erscheint wie die Spiegelung eines heiteren Frühlingshimmels“, so hieß es.

Und noch eine weitere Komponente führte schnurstracks auf die Krise zu:
Die Händler verkauften ihr Tulpenvorräte an die meistbietenden privaten Kunden und plötzlich – Dank der hohen Nachfrage – auch an Handeltreibende. Diese Zwischenhändler kauften alles, was an Blumenzwiebeln auf dem Markt war, und sie verkauften es noch einmal deutlich teurer weiter an die Marktbetreiber und Blumengeschäfte.

Binnen kurzer Zeit entwickelt sich eine schlichte und schöne Blume zu einem begehrten Handelsgut. Gewiefte Geschäftsleute kamen auf die Idee, die Tulpenzwiebeln zu vermehren und mit ihren Händlern Geschäfte abzuschließen, die in etwa so aussahen:
Der Händler sollte 10 Zwiebeln kaufen. Die wurden für ihn gepflanzt. Im darauffolgenden Jahr waren es nicht mehr 10 sondern bereits 30 oder 40 Zwiebeln, die ihm gehören würden. Er sollte jedoch den Preis für die zu erwartende Menge direkt bezahlen.

Viele Händler gingen auf diese Spekulationsgeschäfte ein, sie bezahlten also für etwas, das es noch gar nicht gab. Die Tulpe avancierte zur Beleihungsgrundlage, zum Spekulationsobjekt. Und bezahlt wurde nicht mehr mit bereits erwirtschaftetem Geld, sondern mit Papieren, deren Werte zukünftig erwartete Tulpenernten in Aussicht stellten, und die als Sicherheit dienten, unter anderem auch beim Kauf eines Hauses oder eines Grundstückes.
Auch andere wurden reich mit Tulpen: Maler zum Beispiel, die die Objekte der Begierde zeichneten, damit die Händler ihren Kunden zeigen konnten, wie schön die Blumen im nächsten Jahr sein würden. Und weil das für so viele so rund lief, kamen immer mehr Menschen auf die Idee, mit Tulpenzwiebeln

Tulipomania (Fortsetzung):

Wer ein Haus bauen wollte, konnte Tulpen als Sicherheit hinterlegen.

zu handeln. Sie brauchten dafür nicht mehr, als zu Anfang etwas Geld für ein paar Zwiebeln. Wer kein Bargeld hatte, bot stattdessen sein Haus, seine Werkstatt oder seinen Hof an. Für das erhaltene Bargeld bekamen die Geldgeber Rechte am Eigentum.
Und so erklommen die Preise für die gefragten Zwiebelknollen haarsträubende Höhen. Für eine Tulpe der Sorte „Vizekönig“ soll der Käufer zwei Fuder Weizen, vier Fuder Roggen, vier fette Ochsen, acht fette Schweine, zwölf fette Schafe, zwei Fässchen Wein, vier Tonnen Bier, 1.000 Pfund Käse und obendrauf noch einen Silberpokal, ein Bett und einen Anzug hergegeben haben. Bis zum Jahr 1637 kletterten und kletterten die Preise. Gehandelt wurde überall, in Kneipen, auf der Straße und in privaten Häusern.
Und dann geschah es – die große Blase platzte:
Zum ersten Mal nämlich fand sich für einen Händler und sein Angebot kein Käufer mehr. Er blieb auf seinen Papieren, seinen Tulpen von morgen und all dem Geld, das er dafür bezahlt hatte, sitzen, und das sprach sich herum. Und zwar rasend schnell.
Der gesamte Tulpenhandel brach auf den Schlag zusammen, weil sich keiner mehr traute, Tulpen zu kaufen, aber alle gleichzeitig ihre Ware verkaufen wollten. Die Preise rauschten in den sprichwörtlichen Keller, die Ereignisse überschlugen sich. Dann geschah etwas, was auch heute noch so der Fall ist, wenn den Leuten große Verluste drohen:
Die Holländer riefen plötzlich nach dem Staat, und der sollte es richten.

Die holländischen Städte mussten von da an den Verkauf von Tulpen regeln. Den Züchtern und Händlern wurde untersagt, ihre Streitigkeiten rund um die Blume vor Gericht zu regeln. Die Geschäfte mit den Tulpen, die erst noch gepflanzt werden mussten, wurden generell verboten. Und der ganze Spuk mit den gewaltigen und völlig verrückten Preisen war vorüber. Insgesamt trug Holland einen großen wirtschaftlichen Schaden davon. Der war auch deshalb so groß, weil am Blumenhandel alle gesellschaftlichen Schichten beteiligt gewesen waren – die Armen wie die Reichen. Und das Erstaunlichste: In Holland liebt man die Tulpen noch immer. Mehr als zwei Milliarden von ihnen werden dort jährlich gezogen und in alle Welt verkauft.

Im Prinzip lässt sich die Geschichte rund um die Tulpe und die Krise in Holland ohne Weiteres auf eine moderne Welt übertragen, in der mit Geld Geld verdient wird und in der – wie es zuletzt die Finanzkrise 2007 eindrucksvoll bewiesen hat – die unersättliche Gier nach immer mehr am Ende in ein Fiasko mündet, das dann allerdings alle Mitglieder einer Gesellschaft teuer zu stehen kommt.
Wie gut, dass die Tulpen zwar nicht an Schönheit, dafür aber stark im Preis verloren haben, sodass wir uns heute alle diese hübschen Frühlingsboten ins Haus holen können, oder aber ihre Pracht draußen genießen dürfen, wo sie zu festen Stammgästen in öffentlichen Parkanlagen, Grünflächen und in tausenden Gärten geworden sind. –

Foto: Heike Pohl

Warum bringen wir Dinge, die wir durch Ansehen auswählen können, in eine gewollte Reihenfolge, Anordnung?

Gewohnheiten kontra Ordnung.

Ein Essay von Dr. Klaus Hachmann

Ordnung ist an sich etwas, das uns hilft Dinge zu finden. Wir betreiben Ordnung, indem wir Zusammengehörendes an von uns bestimmten Orten immer wieder zusammen ablegen. Die Dinge sind dann meist nicht dauernd sichtbar, aber wir wissen, wo wir sie hinlegten und wo wir sie wiederfinden können. Dieses Ordnungsverhalten ist nicht bei allen Menschen gleich intensiv ausgeprägt. Ja, es soll sogar Menschen geben, die gar keinen Ordnungssinn haben oder die bewusst darauf verzichten, da sie es für spießig, nicht erforderlich, stressig, nicht kreativ halten, ordentlich zu sein.
Das meine ich hier nicht.

Was ist aber mit dem Verhalten, dass wir immer wieder Dinge von geringer Anzahl immer in gleicher Art anordnen, obwohl wir sie beim Aufsuchen sehen und dann greifend auswählen könnten? Fast alle von uns haben eine solche Gewohnheit entwickelt. Warum machen wir das? Es sind doch überschaubare Mengen an Dingen. Und dennoch ist es uns nicht egal, wo und wie sie zusammen stehen.

Warum stelle ich meine Kaffeebecher, die ich in Rot, Braun und Graugemustert habe, in das offene, bei der Auswahl zur Verwendung überschaubare Regal immer so, dass die roten hinten, die braunen Becher vorne links und die grauen vorne rechts stehen?

Warum stehen an meinem Waschbecken im Badezimmer die Kosmetikpapierbox und der Zahnputzbecher links, während der Zahnpasta-Spender und der Deostift rechts stehen?

Warum liegt die TV-Fernbedienung immer links von der Videorekorder-Fernbedienung?

Alle diese Dinge kann ich vor dem Hingreifen, um sie zu benutzen, zusammen sehen. Es wäre bei der kleinen Anzahl also eigentlich gar nicht schlimm, wenn ihre Position in der Gruppe wechseln würde, wenn sie nicht geordnet und wenn sie dem Zufall oder einer Laune beim Hinstellen überlassen würden.
Es können nicht Schönheitsgründe, ästhetische Gründe sein. Denn sie sehen in einer anderen Reihenfolge nicht schlechter aus.
Meine Aufwartefrau ordnet die Dinge manchmal ganz anders an. Ich erwische mich dann dabei, dass ich sie lächelnd wieder in eine „richtige“ Reihenfolge bringe.

Bin ich ein Pedant?

[1] Mit Pedant oder pedantisch wird umgangssprachlich abwertend ein Mensch bezeichnet, der „in übertriebener Weise genau; alle Dinge mit peinlicher, kleinlich wirkender Exaktheit“ ausführt.
[2] Als Pedant wurde 1907 derjenige definiert, „welcher gewisse beschränkte Formen peinlich beobachtet und daher unfähig ist, die Dinge mit freiem Geiste zu beurteilen und zu behandeln“
[3] Stark ausgeprägte oder starre Denk- und Verhaltensgewohnheiten können für die Kreativität abträglich sein und zu einem eingefahrenen, mehr oder weniger gedankenlosen Reagieren führen. Zudem erfordert gewohnheitsmäßiges Reagieren wegen seines reflexartigen Ablaufs wenig Aufmerksamkeit.

Aber es ist mir egal; ich liebe meine kleine Schwäche, ja, ich kann über sie lächeln, und sie macht mir Freude. Denn sie belastet mich und andere nicht und ich weiß, dass ich nicht allein damit bin. Viele Leute machen es so, vielleicht unbewusst, denn sie haben bis jetzt vielleicht darüber noch nicht nachgedacht. Dann hat dieser kleine Essay vielleicht dazu geführt, dass wir völlig harmlosen, ungefährlichen Pedanten uns zu unserem kleinen, aber freudigen Verhalten bekennen und es noch mehr genießen können. –

[1] Wikipedia: „Pedant“
[2] Im Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe Kirchners 1907
[3] Wikipedia: „Gewohnheiten“

Eine überschaubare Menge an Dingen.
Und dennoch ist es uns nicht egal,
wo und wie sie zusammen stehen.

Die beiden jungen Männer, die sich der Beantwortung der großen Frage „Was ist Armut?“ widmen, sind Brüder. Und sie sind jung. Dennis Weinert ist 24 Jahre alt, sein Bruder Patrick gerade einmal 22, zusammen sind sie die Weinert Brothers und unterwegs auf ungewöhnlichen Reisen zu den Ärmsten der Armen, rund um die Welt. Sie waren in den Slums von Manila, in Burkina Faso, Nepal und Haiti, und bevor sie sich auf ihre nächste gewagte Tour begaben, Patrick und Dennis sind aktuell unterwegs in den Kongo, haben wir sie gefragt, was sie antreibt? Was sie motiviert? Und mit welcher Intention die beiden so ganz anders unterwegs sind, als man das von Menschen ihres Alters vielleicht vermuten mag.
Über das, was sie sehen, was sie erleben und was sie bewegt, führen sie „Buch“. Unter www.worldindistress.com präsentieren sie ihre Arbeit, sie zeigen Aufnahmen, Videos und verweisen auf ihren Bildband, in dem sie Eindrücke ihrer Begegnungen mit vielen Menschen dieser Erde schildern.

Dokumentation:

„Was ist Armut?“

Text: Heike Pohl. Fotos: Dennis und Patrick Weinert

Was treibt euch an, haben wir Dennis und Patrick gefragt, bevor sie ihre Rücksäcke für die Kongo-Reise packten.
„Eine sehr gute und deshalb schwierige Frage. Wir haben schon oft darüber diskutiert, woher wohl die Motivation hinter dem, was wir tun, kommen mag. Und bis jetzt haben wir noch keine vollkommen zufriedenstellende Antwort gefunden. Tatsache ist, dass unsere Leidenschaft für Film und Fotografie schon relativ früh entstand – vielleicht mit zehn bzw. zwölf Jahren – Ursache ungeklärt. Es hat uns wohl schon immer begeistert, was für interessante Dinge man auf einmal anstellen kann, wenn man sich seine eigenen Film- und Fotoprojekte ausdenkt. Und das – gepaart mit einer relativ ausgeprägten Abenteuerlust – (blödes Wort, aber ein treffenderes ist uns bisher nicht eingefallen) ergibt dann so ziemlich genau das, was wir nun tun: Die berufliche Verwirklichung als Filmemacher und Fotografen. Wenn man nun einen Schritt weitergeht und sich anschaut, wie sich unser Schwerpunkt gerade durch unsere Reise auf die Philippinen und dem daraus resultierenden Projekt „A World in Distress“ von Werbeprojekten auf finanziell deutlich unattraktivere dokumentarische Projekte verlagert hat, dann erkennt man, dass nicht nur der eigentliche kreative Prozess für uns wichtig ist. Wir haben im Laufe unserer Reisen 2013 und 2014 gelernt, dass dokumentarische und journalistische Projekte trotz der deutlich höheren monetären, kulturellen, gesundheitlichen und moralischen Anforderungen uns persönlich viel mehr befriedigen als es jedes Werbeprojekt könnte. Die Gründe dafür sind vielfältig – ein ganz entscheidender Faktor ist allerdings das Gefühl der Relevanz. Wir sind überzeugt davon, dass unsere Talente im Rahmen der sozialdokumentarischen Arbeit am besten eingesetzt sind, und wir wünschen uns natürlich, weiterhin viele interessante und wichtige Themen beleuchten zu können und den Menschen eine Stimme zu geben, die normalerweise keine Möglichkeit haben, gehört zu werden.“

In ihrem im vergangenen Jahr erschienen Bildband „A World in Distress“ (Eine Welt in Not) zeigen die beiden ungewöhnlichen Brüder beeindruckende, oftmals beklemmende und teilweise einfach auch auf stille Weise berührende Portraits und Momentaufnahmen der Menschen, denen sie auf ihren Reisen begegnen. Darunter viele, viele Kinder, die in einer Welt ohne Hoffnung und ohne Zukunft aufwachsen. Aber es sind nicht allein die Fotoaufnahmen, die das Buch der beiden jungen Männer so besonders machen, es sind auch ganz besonders ihre Gedanken und Eindrücke, die sie schildern und die ihre Leser und Leserinnen mitnehmen auf diese ganz besonderen Reisen.
Vielleicht haben die Weinert-Brüder für ihre präzise Dokumentation menschlicher Armut nicht gerade den glücklichsten Zeitpunkt gewählt. Bis vor Kurzem noch blieb vor solchen Bildern verschont, wer nicht

RÉFRAIN BERGISCHEN RESIDENZ No 01 2016

wissentlich ihre Nähe suchte. Inzwischen aber sind Armut und Elend auf dem Weg zu uns nach Europa und lassen sich nicht mehr länger einfach ignorieren. Und dennoch – oder auch gerade deshalb: Die Arbeit der Weinerts könnte wichtiger kaum sein, denn angesichts der Flüchtlinge in Europa wird leider gern vergessen, wie es anderswo auf dieser Welt auch aussieht. Zum Beispiel im fernen Nepal, wo ein Erdbeben die Infrastrukturen eines ganzen Landes lahmlegt und ohne internationale Hilfe und viele ehrenamtlich tätige Hände gar nichts mehr geht. Oder auf Haiti, das sich von der größten Naturkatastrophe, die das Land je erleben musste, bis heute nicht erholen konnte.

Viele Partner und Unterstützer machen die dokumentarische Arbeit der Brüder Weinert möglich. Ihnen allen widmen sie in ihrem Bildband eine ganze Seite. Falls Sie auch dazugehören möchten, können Sie das beachtenswerte Projekt der beiden jungen Männer ebenfalls unterstützen, indem Sie ihr Buch kaufen oder eines der Hilfsprojekte unterstützen, für die sich die Weinerts ebenfalls engagieren.

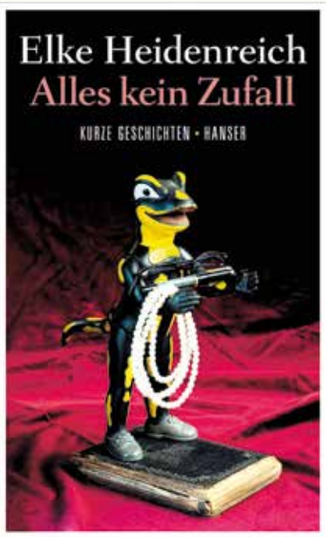
Kontakt bitte über Heike Pohl, Telefon 04825/902001 oder E-Mail *heikepohl@yahoo.de*

Lesetipp:

Glück ist immer verdächtig.

Text: Heike Pohl

Elke Heidenreich, *72, ist Bestsellerautorin und Verfasserin zahlloser Bücher, Hörspiele und Drehbücher, sie ist Literaturkritikerin, Journalistin und Moderatorin in TV und Radio, und sie gehört aktuell dem „Literaturclub“ des Schweizer Fernsehsenders SRF1 an, wo man über literarische Neuerscheinungen diskutiert.*
„Alles kein Zufall“ ist Heidenreichs neuestes Werk, ein Band von sehr kurzen Kurzgeschichten, ein bunter Reigen alltäglicher Situationen, ein Panoptikum von Zufällen, aus denen am Ende das wird, was wir Leben nennen, mit all seinen Höhen und Tiefen, seinem Glück und Unglück und alledem, was wir daraus machen. Alle wollen immer glücklich sein. Aber was ist eigentlich Glück? Und wer war schon dauerhaft glücklich? Elke Heidenreich erzählt von sich, von Liebe und Streit, von Begegnungen und Trennungen, von Tieren, Büchern und damit von uns allen.
Die Geschichte „Perlen“ ist diesem Buch entnommen. Sie hat uns ganz besonders gut gefallen und sie repräsentiert auf feine Weise, warum diese sehr kurzen Kurzen ein ganz besonders schönes Lesevergnügen sind.



PERLEN

Als meine Mutter starb, hinterließ sie mir ihre Perlenkette. Ich hatte schon eine Perlenkette: zur Konfirmation mit 14 Jahren vom Vater geschenkt bekommen, fast nie getragen. Wer trägt Perlen? Perlen, sagt man, sind Tränen.
Aber jetzt, im Alter, warum eigentlich nicht – ich sitze am Tisch und habe beide Perlenketten vor mir. Bei der vom Vater ist der Verschluss kaputt, die von der Mutter ist auf einen schmutzig gewordenen Faden geknüpft. Beide müssten neu aufgezogen werden, man trägt auch heute geknüpfte Ketten nicht mehr, und die vom Vater ist einen Hauch zu lang, sie sollte gekürzt werden. Aber eigentlich sind beide sehr schön, sie schimmern, sie sehen sanft aus. Ich will sie nun tragen.
Ich bringe die Ketten zu Frau von Kochnitz, einer verarmten Adeligen, die sich mit dem Reparieren von Schmuck und dem Auffädeln von Ketten ein wenig Geld verdient. Sie ist teuer, aber sie macht es gut.
Nach drei Wochen schickt Frau von Kochnitz die Perlenketten per Einschreiben und mit einer Rechnung von 150 Euro zurück, dazu einen Brief auf Büttenpapier, in zierlicher Schrift: „Sie wissen schon, dass eine der beiden Ketten falsche Perlen hat, nicht wahr?“
Sie schreibt nicht, welche. Nun habe ich viel zu denken. War mein Vater ein Betrüger und hat seinem einzigen Kind zur Konfirmation billige Kaufhausperlen geschenkt? War meine Mutter zu geizig und trug falsche Perlen?
Beides wäre denkbar.
Aber wahr ist, dass ich es nicht näher wissen will. Ich trage abwechselnd beide Ketten und immer wieder höre ich: „Oh, so schöne Perlen.“

(Aus „Alles kein Zufall“, Carl Hanser Verlag, 240 Seiten, 19,90 Euro oder als Hörbuch)

Fräulein Knetkowski
und ihre Promi-Sammlung en miniature:

„Icke und die Knete.“

Text: Heike Pohl

Loki und Helmut Schmidt, Marcel Reich-Ranicki, Angela Merkel, Marlene Dietrich, Nina Hagen, Woody Allen, Karl Lagerfeld, Klaus Kinski, John Lennon – die Reihe der prominenten Persönlichkeiten, die zwischen den Fingern von Fräulein Knetkowski bereits entstanden sind, ist lang und liest sich wie ein Auszug aus dem „Who’s who“-Lexikon.
Linda Jakobsen alias Karlotta Knetkowski, wie die 30-jährige Berlinerin mit Künstlernamen heißt, modelliert aus Knete Promis. Um das Wesentliche, die charakteristischen Besonderheiten ihrer kleinen Figuren gekonnt zum Ausdruck zu bringen, genügt Karlotta einfache Kinderknete, wie sie in jeder Spielwarenabteilung zu haben ist, ein kleiner Spatel, eine hervorragende Beobachtungsgabe und ein gehöriges Maß an Feinmotorik und Zeit.

Fotos: Knetkowski

Ein großer Nachteil der Kinderknete sei, sagt sie im Interview, dass die Figuren sehr anfällig sind. Wenn sie umfallen oder Hitze ausgesetzt sind, dann leiden sie ein wenig, bedauert Karlotta. Außerdem, erzählt sie weiter, würde die Knete altern, was sie aber wiederum für eine schöne Metapher auf das Menschsein selbst hält und darum auch gerne in Kauf nimmt.

Mehr als vierzig solcher kleinen Knetstars hat Karlotta in den vergangenen drei Jahren schon modelliert. Als Vorlage dienen der Künstlerin Fotoaufnahmen, Interviews und die eigene Vorstellungskraft. Für ihren Bildband „Knetografie Berlin“ fotografierte Fräulein Knetkowski ihre Miniaturen an vielen Berliner Sehenswürdigkeiten, an die sie gemeinsam mit der Künstlerin und gut verpackt in eine Kühltasche reisen durften.
Vielleicht haben Sie ja Lust, das einfach auch mal zu versuchen? Es muss ja nicht gleich der Bundespräsident sein, den Sie modellieren. Spaß macht der Umgang mit der flexiblen, bunten Knete allemal, und zur Not können Sie es handhaben, wie wir das als Kinder schon gern gemacht haben: Was nix wird, wird mit fröhlichem Lachen über den Haufen geworfen und einfach zu einer bunten Masse geknetet.

Mehr Informationen erhalten Sie im Internet unter *www.knetkowski.com*. Das Buch „Knetografie Berlin“ ist im Buchhandel erhältlich, kostet 16,95 Euro und macht richtig Spaß.

	1							2
	9					1		4
			6		2			
2			9					
8		9			3			5
6				5				
					6		1	
7						5	8	9
			4		7			

Sudoku.

Ziel des Spiels ist, die leeren Kästchen mit den Ziffern 1 bis 9 zu füllen. Dabei gilt folgende Regel:

In jeder Zeile, jeder Spalte und jedem Block dürfen die Ziffern von 1 bis 9 nur einmal vorkommen. Das Spiel ist beendet, wenn alle Kästchen korrekt gefüllt sind. (Sudoku-Lösung auf Seite 30)

Kleiner Tipp zum Kreuzworträtsel-Lösungswort:

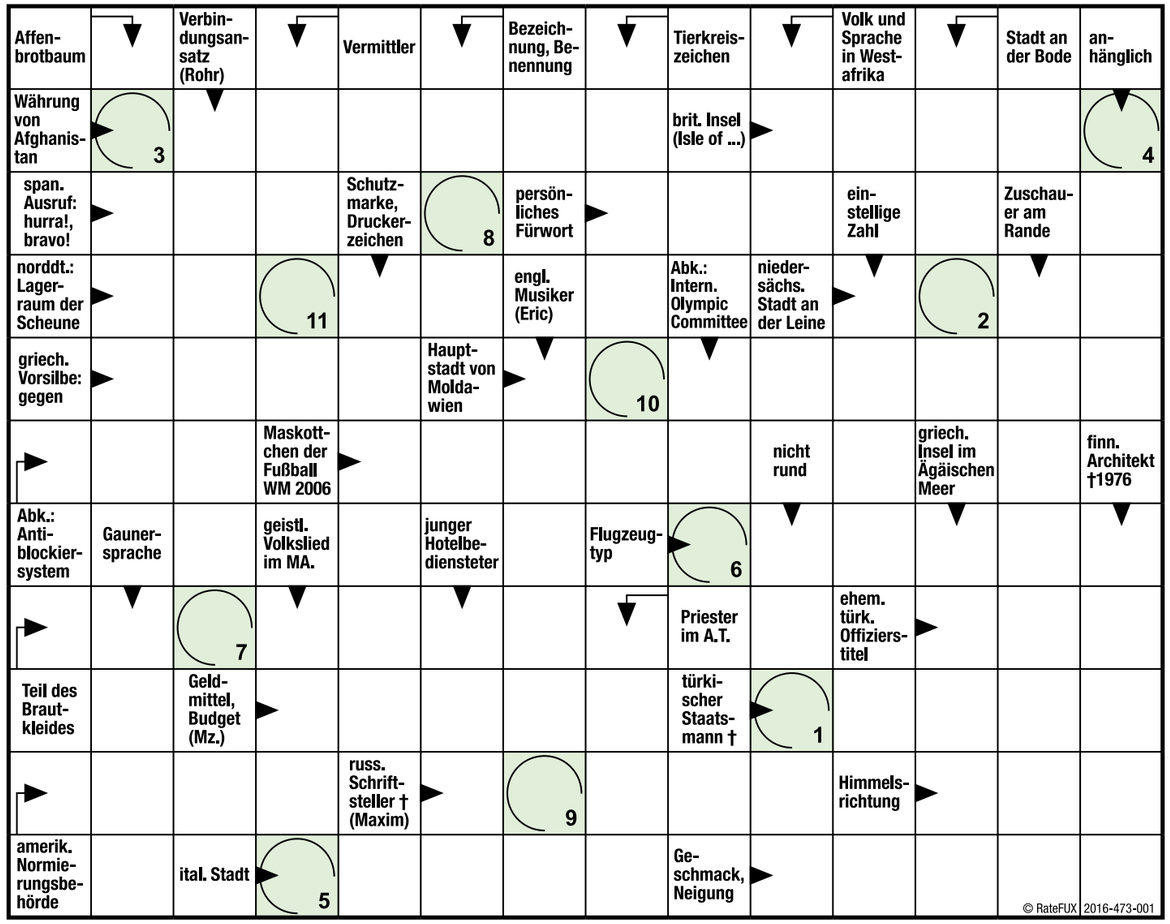
Nur dem Einsamen offenbart sie sich, nach einem Gedicht von Hans Gaefgen, die Heiligkeit wogender Felder, die durchglüht sind von der purpurnen Farbe der Gesuchten.

?

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

Das gesuchte Lösungswort des Kreuzworträtsels der Winterausgabe 2015 lautet WUNDERKERZE.

Anzeige



Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11

Gewinnen Sie mit etwas Glück einen der vielen Preise!

Rätselfüchse, die das richtige Lösungswort an uns schicken, können einen der attraktiven Preise gewinnen. Verlost werden:

1x einen Gutschein vom Mobilen Buchsalon Wiebke von Moock über 25 Euro

2x einen Blumengutschein von Blumen Zander über 10 Euro

3x einen hochwertigen City-Regenschirm der Bergischen Residenz Refrath

Einsendeschluss ist der 17. Mai 2016.

Schicken Sie einfach eine Postkarte mit dem korrekten Lösungswort an:

Bergische Residenz Refrath
– Stichwort: „Frühlingsrätsel“–
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

oder senden Sie eine E-Mail an:
info@bergischeresidenz.de

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Ausstellung:

„Vom Sehen und Malen.“

„Vom Sehen und Malen.“

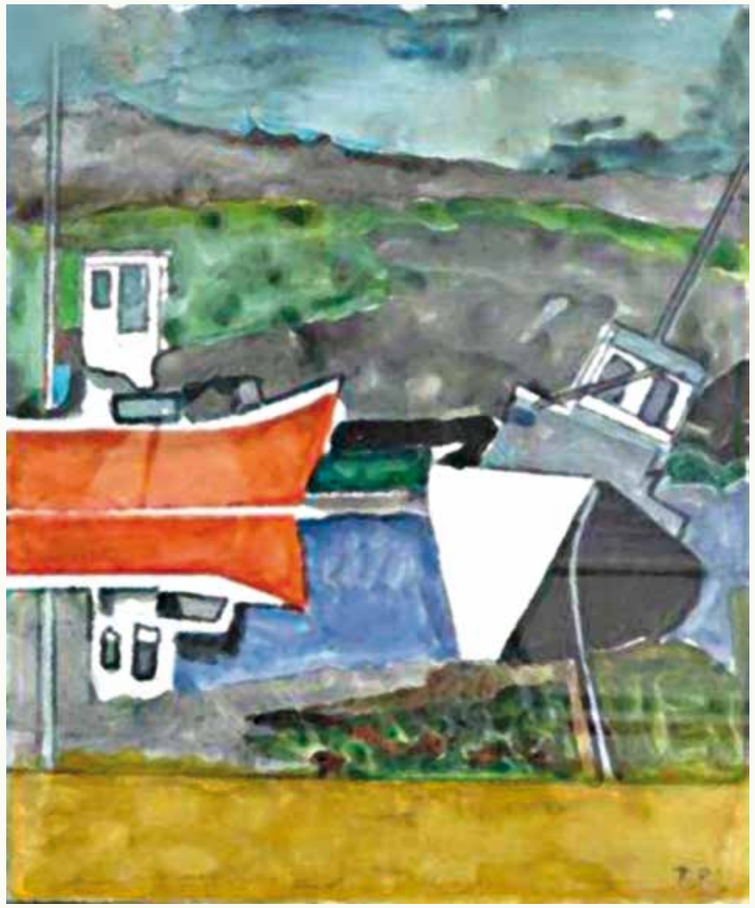
Die Mitglieder der „Kreativen Gruppe“ der Bergischen Residenz zeigen ihre neuen Werke! Ein Besuch der Ausstellung in der Bergischen Residenz Refrath ist nach telefonischer Absprache täglich von 10 – 17 Uhr möglich.

„Das Auge sieht nur, was der Geist bereit ist, zu verstehen.“

Henri-Louis Bergson

Haben Sie schon unsere Ausstellung „Vom Sehen zum Malen“ besucht?
Einmal in der Woche – immer donnerstags – steht die „Kreative Stunde“ auf unserem Veranstaltungsprogramm. Sie wird von Frau Keuter-Herrmann geleitet und beinhaltet viele verschiedene künstlerische Angebote.
Es werden Dekorationen für unsere Feste gebastelt und vieles mehr. Doch die Hauptsache ist die Malerei in verschiedenen Techniken (u.a. Bleistift, Kohle, Kreide, Aquarell).
Schon immer hatte ich Interesse am Malen, konnte dies aber nie ausführen. Es fehlte an Anleitung und Zeit. Ich bin seit meinem Einzug von Anfang an dabei. Es ist schon ein schönes Gefühl, zu sehen, wie so ein Bild entsteht. Man lernt sehr viel und es macht in Gesellschaft auch noch Spaß!
Natürlich gehört auch ein bisschen Mut dazu, denn nicht immer gelingt eine hundertprozentige Darstellung nach den Vorlagen – wir sind ja Laien. Die Fortschritte kann man bei allen Beteiligten feststellen. Bei der Aquarellmalerei macht das Mischen der Farben viel Spaß. Es ist faszinierend, wie ein Abend- oder Morgenhimmel entsteht.
Ich lade alle Bewohner ein, sich zu beteiligen. Es sind schon einige schöne Bilder entstanden, die wir in unserer Ausstellung zeigen. Es sind Darstellungen von Blumen, Tieren, Portraits und Gegenständen aus der Natur.
Gerne können Sie auch mit einzelnen Künstlerinnen und Künstlern Kontakt aufnehmen. Sprechen Sie uns an!

Johanna Pofahl



Kommentar:

Die „Kreative Stunde.“

Von Birgit Kraus

Birgit Kraus ist Veranstaltungsleiterin der Bergischen Residenz Refrath. Sie sorgt für ein abwechslungsreiches Programm bei Sport, Spiel, Gesundheit und Geselligkeit.

Donnerstagnachmittags nehme ich mir gerne mal ein paar Minuten Zeit. Dann besuche ich den Hobbyraum der Residenz. Oft bleibe ich schon in der Eingangstür ganz gebannt stehen. Es herrscht Ruhe, eine hoch konzentrierte, arbeitsame Ruhe, eine Ruhe zum „Energieauftanken“.

Immer werde ich mit einem Lächeln empfangen und stehe dann staunend neben den Bewohnerinnen und Bewohnern, die malen – und dies oft zum ersten Mal in ihrem Leben.

Ich kann sehen, wie die kompetente Anleitung von Frau Keuter-Herrmann – einer langjährigen Mitarbeiterin der Residenz – von den Kreativen aufgenommen und umgesetzt wird.

Die Entwicklungen, die viele „Neulinge“ hier machen, sind offensichtlich. Dies führt immer wieder zu Ausstellungen der Werke in unserer Residenz und erfüllt uns mit großem Stolz.

Die aktuelle Schau zeigt Bilder unter dem Titel „Vom Sehen zum Malen“. Aber auch ein Ausstellungstitel aus früheren Jahren trifft den Kern der Sache sehr genau: „Wir trauen uns was…“

Anzeige

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SICHER GUT LEBEN.

Wir nehmen uns Zeit für die Menschen, die wir pflegen! Darum arbeiten wir mit Menschen zusammen, die ihre Aufgabe mit Hingabe und Einfühlungsvermögen wahrnehmen. Fühlen Sie sich angesprochen? Dann kommen Sie zu uns, sowohl unser ambulantes wie unser vollstationäres Pflegeteam freut sich auf Sie als

– examinierte Pflegefachkraft (m/w) in Vollzeit
– Pflegehilfskraft (m/w) in Teilzeit

Unser Haus ist bekannt für seine gehobene Ausstattung und seinen besonderen familiären Charakter. Es erwarten Sie Teamgeist und ein überdurchschnittliches Gehalt. Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung mit Angaben zu Ihrem frühestmöglichen Eintrittstermin und Ihren Gehaltsvorstellungen.

Ansprechpartner: Vera Löhe/Petra Lüttmann
Dolmanstraße 7 | 51427 Bergisch Gladbach | Telefon: 02204/929-0 | info@bergischeresidenz.de | www.bergischeresidenz.de

Was ist der Unterschied zwischen den Jugendlichen von „damals“ und von „heute“?

Von Johanna Pofahl

Wenn ich an meine Jugendzeit (1948-1950) zurückdenke, sehe ich keinen Unterschied. Auch damals drehte sich die Freizeit um Musik und die Beweglichkeit.
Heute sind nur die Musik und die Beweglichkeit etwas anders. Heute geht man in eine Disco und fährt sein eigenes Auto. Damals ging man zum Tanzen und musste sich Gedanken machen, wie man dort hinkam.

Da fällt mir eine Geschichte ein:

Wir waren eine lustige Gruppe, meistenteils fünf bis sechs Personen. Einer unserer Freunde besaß einen alten Opel (noch mit Kurbel). Zu dieser Zeit war das eine große Errungenschaft, denn in der damaligen DDR gab es kaum Personenautos.
Alle Jugendlichen wollten mit diesem Jungen befreundet sein, denn so kam man ohne Mühe zu den entlegendsten Tanzveranstaltungen.
Also, an einem Samstagabend trafen wir uns alle und es wurde beraten, wohin die Fahrt gehen sollte. Wir entschieden uns (fünf Personen) für die nächstliegende Stadt etwa 10 Kilometer entfernt. Es wurde ein schöner Abend mit Musik und Tanz.
Gegen Mitternacht brachen wir zur Heimfahrt auf. Auf halbem

Johanna Pofahl

Wege blieb das Auto plötzlich ohne Grund stehen. Der Besitzer glaubte den Grund zu kennen. Er tippte auf verrußte Kerzen. Ich weiß gar nicht mehr mit welchem Gemisch das Auto überhaupt fuhr. Auf jeden Fall machte unser Freund sich am Motor zu schaffen. Es war stockdunkel. Als Beleuchtung hatten wir lediglich Streichhölzer. Als sie zu Ende gingen, war auch noch ein Teil des Motors verloren gegangen (Kerze?).

Was nun?
Wir versuchten zu schieben, aber wir waren noch ca. 5 Kilometer von zuhause entfernt und die Straße – eher ein Weg – war nicht zu bewältigen. Auf dieser Straße fuhr auch ein Milchauto, das morgens die Milch auf den Bauernhöfen abholte. Also warteten wir – es kam auch und nahm uns mit einem Strick ins Schlepptau. Nach einem Kilometer riss der Strick, ohne dass der Fahrer des Milchwagens es bemerkte. Dieser fuhr davon.

Was nun?
Unser Freund machte den Vorschlag, nach Hause zu gehen und die Pferde seines Vaters zu holen. Gesagt – getan! Nach einer guten Stunde kam er mit dem Gespann zurück. Es war inzwischen Morgen geworden, und so zogen wir im hellen Sonnenschein, zum Gespött aller Bewohner, in unser Dorf ein.

Ich bekam Stubenarrest und bin nie wieder auf Tanz-Tour gefahren.

Das Fazit ist: Heute haben es die Jugendlichen doch etwas besser, denn zu jedem Auto gehört auch ein Abschleppseil und der Abschleppdienst ist per Handy schnell zu erreichen.

Das ist der einzige Unterschied zwischen „damals“ und „heute“!

Die Residenz aus Sicht einer Bewohnerin.

Von Johanna Pofahl

Es ist schade, dass die älteren Menschen diese Art Einrichtungen viel zu spät nutzen, nämlich dann, wenn dies zwingende Notwendigkeit wird.

Oft werde ich gefragt, was das Wohnen in der Residenz so attraktiv macht.
Zum Haus selbst ist zu sagen, es besteht aus Appartements verschiedener Größe, einem häuslichen Pflegedienst (Betreuung im Appartement) und einer Pflegeabteilung.
Die Appartements können mit eigenen Möbeln nach persönlichem Geschmack eingerichtet werden. Alle Arbeiten, die im Alter Beschwerden machen, werden von den Mitarbeitern des Hauses übernommen, z.B. Putzen, Kochen, Einkaufen.
Wenn man will und kann, versorgt man sich morgens und abends selbst. Zum Mittagessen geht man ins Restaurant, dort können wir unter drei Menüs wählen, d.h. die Bewohner sind für den Lebensabend gut versorgt – und es wird zu einem echten Zuhause.
Zur Lage der Residenz ist zu sagen: Sie liegt sehr zentral und günstig. Alle Ärzte, Apotheken und Geschäfte sind bequem zu erreichen. Selbst BewohnerInnen mit Rollator können alles bis ins hohe Alter nutzen. Auch für Spaziergänge ist die Umgebung sehr angenehm. Der Kahnweiher mit

So lässt es sich leben – auch im Alter.

seiner parkähnlichen Anlage lädt zum Verweilen ein. Die Verkehrsanbindungen nach Köln und Bergisch Gladbach sind optimal. Straßenbahn- und Bushaltestellen sind in wenigen Minuten zu erreichen.
Außerdem lädt ein hervorragendes Veranstaltungsprogramm im Haus alle Bewohner dazu ein, noch lange am Leben teilzunehmen. Die vielfältigen Angebote aus den Bereichen Gedächtnistraining, Singen, Kreativität, Sport usw. bieten für jeden Anreize.
Nach fast fünf Jahren hier im Haus kann ich nur sagen: Ich bin froh und habe meinen Entschluss noch keine Minute bereut! Es ist schade, dass die älteren Menschen diese Art Einrichtungen viel zu spät nutzen, nämlich dann, wenn dies zwingende Notwendigkeit wird. Das führt dazu, dass der Senior oder die Seniorin sich abgeschoben fühlt.

So traurig muss doch ein arbeitsreiches, erfülltes, langes Leben nicht enden – oder?

Zu einem früheren Zeitpunkt im Rentnerleben ist das Einleben in unsere Gemeinschaft einfacher.

Viele Bewohner leben hier schon mehr als fünf Jahre. Ich denke, das spricht für die Attraktivität unserer Residenz.

Die nächste Ausgabe des Journals der Bergischen Residenz erscheint im Juni 2016

Die Bergische Residenz Refrath lädt ein:

Aktuelles, Termine, Veranstaltungen.

Mittwoch, 23. März, 15.30 Uhr.
Bergische Residenz Refrath.

Bebilderter Vortrag:

Entstehung und Ausbreitung des Islam

Hans-Peter Müller vom Bürger- und Heimatverein Refrath referiert.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Um telefonische Anmeldung wird gebeten unter: 02204/929-0.

Täglich von 10.00 bis 17.00 Uhr.
Bergische Residenz Refrath.

Ausstellung:

„Vom Sehen und Malen."

Mitglieder der „Kreativen Gruppe" der Bergischen Residenz Refrath zeigen ihre neuen Werke. Um telefonische Anmeldung wird gebeten unter: 02204/929-0.

In eigener Sache:

Gezielt werben im Journal der Bergischen Residenz Refrath.

Mit einer Anzeige im Journal der Bergischen Residenz Refrath nutzen Sie ein hochwertiges Umfeld für Ihre Produkte und Dienstleistungen. Sie wenden sich an eine Leserschaft, die solvent ist, dabei regional fokussiert und meinungsbildend.

Informieren Sie sich über unsere Anzeigenpreise und die Möglichkeiten einer langfristigen Medienpartnerschaft. Unsere Mediadaten stehen im Internet für Sie als Download bereit unter

bergischeresidenz.de/brr-journal/

Oder nehmen Sie mit uns persönlich Kontakt auf. Ihre Ansprechpartnerin ist Petra Lüttmann.
Telefon: 02204 / 929-0.
vermietung@bergischeresidenz.de

Impressum:

Herausgeber:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Herausgeberin: Susanne Rönnau

Chefredaktion (verantwortlich):
Susanne Rönnau
roennau@bergischeresidenz.de

Artdirection/Layout:
Sebastian Niederhagen
mail@sebastian-niederhagen.de

Redaktion/Text: Heike Pohl
heikepohl@yahoo.de

Foto/Illustration:
Bergische Residenz Refrath, Burkhard Dohm/ Manfred Esser, Sebastian Niederhagen, Birgit Kraus, Heike Pohl (Seite 4, 6/7, 8, 10, 17), Shutterstock

Redaktionsadresse:
Bergische Residenz Refrath
Dolmanstraße 7
51427 Bergisch Gladbach

Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909
info@bergischeresidenz.de
www.bergischeresidenz.de

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen.

Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Amtsgericht Mönchengladbach
HRB 16185

Steuernummer: 207/5704/1429
Sitz der Gesellschaft: Viersen

Ansprechpartnerin Anzeigen:
Petra Lüttmann
Telefon: 02204 / 929 0
Telefax: 02204 / 929 909

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

© Bergische Residenz Refrath 2016

5	1	6	3	4	9	8	7	2
3	9	2	8	7	5	1	6	4
4	8	7	6	1	2	9	5	3
2	4	5	9	6	8	7	3	1
8	7	9	1	2	3	6	4	5
6	3	1	7	5	4	2	9	8
9	2	3	5	8	6	4	1	7
7	6	4	2	3	1	5	8	9
1	5	8	4	9	7	3	2	6

Sudoku-Lösung
von Seite 24

Anzeige

BERGISCHE RESIDENZ
REFRATH
SENIORENRESIDENZ